

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

K e a d i n g, Penn. Gedruckt und herausgegeben von A r n o l d P u w e l l e, in der Süd Gren Straße, zwischen der Franklin- und Chesnut- Straße.

Jahrg. 10, ganze Num. 479.

Dienstag den 7. November, 1848.

Laufende Nummer 11.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superial-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden 81 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingeliefert werden.

Die Heimathlose.

Eine wahre Geschichte.

[Schluß.]

Mit einem wüthenden Blicke auf die unglückliche, ließ der Spielmann seine eige sinken und murmelte: „Versuch-Geschöpf, da hat sie den Zufall schon erdet! Daß ich mich auch mit einem solchen Jammerbilde zusammenthun mußte! Aber er regte weder Hand noch Fuß, um zu beizustehen.“

„Jesus Maria, die Frau stirbt!“ rief die Bäuerin erschrocken, und ihr Mann zog an die Seite der Sinkenden und fing in seinen Armen auf. „Lenchen, Lenchen!“ stammelte er, kaum selbst des Namens mächtig, „du bist's, ich erkenne dich — aber ach, wie elend, wie erbärmlich siehst du aus!“

Die Unglückliche bemühte sich, ihm zu antworten, aber das immer noch hervorquellende Blut vereitelte ihre ängstlichen Versuche, endlich gewann sie so viel Kraft, um mit schwachen, zitternden Lauten sagen zu können, während ein düstres Lächeln um ihren Mund zuckte: „Ich gelobe dir einst, bei dir zu leben und zu sterben — das Letztere geschieht nun.“

„Heinrich, wie, woher kennst du das Weibsbild?“ fragte die Bäuerin unruhig, emüht, den Knieenden vom Boden aufzuheben.

„Es ist Lenchen,“ erwiderte er dumpf, ohne seine Blicke von der Sterbenden zu heben.

„Was, die entlaufene Musikantin?“ief entrüstet die Frau; aber er warf ihren Blick zu, vor dem sie erschrocken verstummt.

Der aufquellende, heiße Schmerz in seiner Brust, hatte auch die alte Liebe wieder wach gerufen, und sich über die mit dem Tode kämpfende beugend, fragte er eifrig: „D, warum entflohest du mich?“

„Um dich vor dem Fluche deiner Mutter zu retten,“ stammelte sie töchlich.

„Nein, nein,“ entgegnete er eifrig, „sie würde doch endlich meine Bitten erhört haben.“

Sie schüttelte verneinend den Kopf: „Nie...“ stammelte sie wieder. „Ich fühlte es damals wohl, eine Heimath ist einem Geschöpfe, wie ich bin, nicht bestimmt.“

„Aber jetzt sollst Du eine haben; ich will für Dich sorgen. Ist das Dein Mann?“

„Nein — ich habe Niemanden — hatte nie etwas, als den Gedanken an Dich — er war mein Schut, er bewahrte mich vor Unrecht und Sünde — daß ich ehlich und unschuldig...“ Ein erneuter Blutsturz unterbrach ihre Worte.

„Wir müssen ihr Hilfe schaffen, sie in ein Haus bringen!“ rief Heinrich außer sich vor Kummer und Mitleid, während seine Frau, durch die letzten Worte der Sterbenden erweicht, ihm behülflich war, sie zu unterstützen.

Diese erholte sich noch einmal, und die trüben Blicke, dankbar auf die ihr Hilfe leistenden gerichtet, flüsterte sie, oft von Schwäche und Schmerzen unterbrochen: „D, Ihr seid gut — ich danke Euch. Eine Heimath verspricht Du mir, Heinrich? Sorge mir für die letzte — die einzige, die einer Unglücklichen, wie mir offen steht — für ein ehlich Grab.“

Noch eine schwache, kämpfende Zuckung des erlöschenden Lebens folgte ihren letzten gramvollen Worten, und die Arme, deren Geburtsstätte unbekannt, deren Sterbelager auf den harten Steinen der offenen Straße war, neigte sich zum letzten Schlußmer an die Brust des Mannes, in dessen Armen sie einst eine fröhliche Heimath für ein langes, glückliches Leben zu finden gehofft hatte.

Die Indianer in Guiana.

Das Tagebuch eines neuern Reisenden in Südamerika, entwirft ein sehr ungünstiges Bild von dem moralischen und physischen Zustande der Eingeborenen des

nördlichen Theiles dieses Festlandes, und wir müssen befürchten, daß die Berichte dieses uncivilisirten Volkes aufhört, nur zu wahr sind. Zu dem Abenteuer, das wir hier mittheilen wollen, spricht er hauptsächlich von den Autas, einem Stamme, der an den Ufern des Guouwa, im französischen Guiana wohnt; aber er fügt auch hinzu, daß sich diese nur wenig von den anderen Stämmen unterscheiden, welche die endlosen Wälder dieses Erdtheils bewohnen. Er hat diese Berichte, in einer der elenden Hütten dieses Volkes, niedergeschrieben, wo er sich wegen einer Verrenkung, die er auf einer wissenschaftlichen Wanderung sich zugezogen hatte, aufhalten mußte. „Ich vertrieb mir die Zeit mit Lesen,“ erzählt er, „oder suchte meine Gedanken von meiner Umgebung abzuwenden, um nicht das rohe Gelächter meiner dummen Wirths hören zu müssen, die träge in ihren Hängematten saßen, mich beständig ansahen und bei jeder Bewegung die ich machte, in ein gelendes, abscheuliches Gelächter ausbrachen, das die Hütte erschütterte.“

Er beschreibt dieses Volk als faul und unwissend, und obgleich es einen fruchtbaren Landstrich bewohnt, der freiwillig mehr erzeugt, als diese Menschen brauchen, so leben sie doch so schlecht und dürftig, daß die kinglyche Nahrung des ärmsten Bauers in Europa, Luxus dagegen ist, und verhungern fast, mitten im Ueberfluß. Man kann annehmen, daß sie 3 Tage schwelgen und 14 Tage hungern. Ihre Hütten sind oft so sehr mit Bananas angefüllt, daß der größte Theil davon Wurzel schlägt, ehe sie verzehrt werden können, und dann haben diese Menschen für lange Zeit kaum etwas zu essen. Trotzdem sehnen sie sich nicht nach einer Veränderung ihres Zustandes; allerdings hegen sie das Verlangen eines Kindes, jeden neuen Gegenstand, den sie sehen, zu besitzen, — aber so bald sie ihn nicht mehr sehen, haben sie ihn auch vergessen, oder werfen ihn, wenn sie in Besitz desselben gelangt sind, bald bei Seite.

Eines Tages, während seines Aufenthaltes bei den Autas, sah unser Reisender ein Weib im kläglichsten Zustande. Das unglückliche Geschöpf hatte ihren Gatten auf's Tiefste beleidigt, indem sie ihn verhindert hatte, einen Mann von demselben Stamme anzubringen. Er wollte ihn nämlich vergiften, aber das mitleidige Weib setzte das erwählte Opfer davon in Kenntniß. Dieser begab sich sogleich zum Gatten seiner Ketterin und verrieth sie an denselben. „Dieses ist ein schönes Beispiel,“ sagt unser Reisender, „von der Dankbarkeit der Indianer.“ Die Folge davon war, daß die Unglückliche, mit der größten Grausamkeit von ihrem Gatten behandelt wurde, und sich genöthigt sah zu fliehen. Einen Monat irrte sie umher, und näherte sich von Waldbeeren, und um nicht von wilden Thieren überfallen zu werden, schlief sie des Nachtes auf den hohen Gerüsten, die von diesem Volke gebaut werden, zum Trocknen der Fische. Niemand wagte ihr Schutz anzubieten, aus Furcht den Zorn ihres Gatten sich zuzuziehen, dessen Rachsucht wohl bekannt war. Jämmerlich ausgehungert, flehte sie nun unsern Reisenden um Schutz an, den er ihr aber in seiner verlassenen Lage nicht gewähren konnte. Die Unglückliche fand endlich ihren Tod durch ihren unmenschlichen Gatten.

Am nächsten Tage versammelte sich ungefähr 120 Personen dieses Stammes in der Nähe der Hütte unseres Reisenden, um ein Fest zu feiern. Am Tage schliefen sie, aber gegen Abend fingen sie an, nach dem Tone ihrer rohen Instrumente zu tanzen, während sie in den Zwischenräumen unmäßig tranken. Am nächsten Morgen war die ganze Gesellschaft betrunken; Einige lagen krank auf dem Boden, Andere stöhnten oder schrien während sich ein großer Theil in der Hütte unseres Reisenden eingefunden hatte. Sie

erblickten in diesem thierischen Zustande, das Gepäck desselben und zeigten großes Verlangen, es sich zuzueignen. Endlich machte der Kerl, der sein Weib ermordet hatte und einer der Kühnsten von dem Stamme war, den Versuch es an sich zu bringen. „Zwei Flinten,“ fährt der Reisende fort, „hingen über mir, aber ich war so ganz von diesen Menschen umringt, daß es unmöglich war, von diesen Waffen oder von meinem Säbel, Gebrauch zu machen. Ein Eingeborener, der mich lange als Diener begleitet hatte, lag zitternd in seiner Hängematte, und rieth mir keinen Widerstand zu leisten. Ich erhob mich in meiner Hängematte, zeigte ein kleines Pistol und machte es den Indianern mit lauter Stimme und deutlichen Gebärden verständlich, daß ich sie tödten würde, wenn sie sich nicht entfernten. Einige von ihnen traten sogleich zurück, nur Huaracion nannte, trat keck hervor und zerschchnitt mit seinem Messer den Gurt, womit eines meiner Reisebündel zugeschnürt war. Ich drückte die Pistole auf ihn ab, aber die davon Laufenden, die um mich gestanden hatten, brachten meine Hängematte so in Bewegung, daß ich fehlte. Alle Indianer traten sogleich zurück, nur Huaracion nicht, der auf mich losstürzte und mich mit seinem Messer leicht ver wundete. Meine letzte geladene Pistole sparte, ergriff ich meinen Dolch und versetzte dem Wüthenden zwei Stiche. Er fiel, und ich zitterte fast vor dem unmenschlichen Behalt, das die Indianer jetzt erhoben. Ich hielt mich für verloren, und eins meiner Gewehre ergreifend, war ich entschlossen, nicht ohne Rache zu sterben.

Da ich im Besitze zweier Flinten, eines Pistols und eines Säbels war, würden Viele gefallen sein. Aber im nächsten Augenblicke, hatten sich die Indianer entfernt, und ich hörte nur noch ihr gräßliches Heulen. Nach Verlauf einer Stunde kamen zwei alte Männer zurück und fragten meinen Diener, ob ich sie und die andern ihres Stammes zu tödten beabsichtigte. Ich erwiderte, daß ich den Indianern nie etwas zu Leide gethan hätte, aber, daß ich mich vertheidigen würde, wenn sie mich angreifen oder berauben wollten. Hierauf sprachen sie heimlich mit einander, und sogleich kehrten alle Uebrigen zurück. Sie verlangten jetzt, daß ich den Huaracion, vollends tödten sollte, der sich auf dem Boden in seinem Blute wälzte. Ich verweigerte dieses Verlangen, half ihn aber aufheben, und seine Wunden verbinden. Die Indianer setzten nun ihre Trinkgelage fort, als ob nichts vorgefallen wäre, und obgleich mir mein Diener rieth, den Stamm zu verlassen, so beschloß ich doch das Gegentheil, da ich überzeugt war, daß ein Beweis von Vertrauen nicht nur einen günstigen Eindruck auf diese Indianer, sondern auch auf andere Stämme machen würde, die ich später besuchen wollte. Und in der That wäre ich ihnen nur einen Fuß breit gewichen, oder hätte ich ihnen nur das geringste Geschenk gemacht, so wäre ich sicher beraubt und alsdann auch umgebracht worden, damit ich in Zukunft nicht hätte zurückkehren können, um mich zu rächen.“

Ein ergebnisreiches Leben.

Der kürzlich in Frankreich verstorbene, als Reisender und Schriftsteller gleich berühmte Chateaubriand, giebt in der Vorrede seiner hinterlassenen Denkschriften eine interessante Schilderung seines merkwürdigen Lebens. Ich stand, sagt er darin, mit allen Männern meiner Zeit, welche auf dem Theater der Welt mehr oder minder wichtige Rollen spielten, in Verbindung. Von Washington bis zu Napoleon; von Louis XVI. bis zu Alexander; von Pius VII. bis zu Pius IX.; von Malesherbes, Mirabeau, Lafayette, zu Fox, Pitt, Sheridan, von Bougainville, Lapeyrouse, Moreau, zu Nelson, Bolivar und Mehmet Ali, Pascha von Egypten. — Ich war, was jetzt ohne Gleichen ist, einer aus dem Triumvirat. — Zur Zeit meines

Ministeriums, standen an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten verschiedene Nationen, drei Poeten von sehr entgegengelegten Interessen — ich selbst in Frankreich, Ganning in England, und Martinez de la Rosa in Spanien. Ich habe der Reihe nach, die unbedeutenden Jahre meiner Jugend, die unruhigen Zeiten der Republik, die glanzvolle Aera des Kaiserreichs und die Zeit der legitimen Herrschaft durchlebt. Ich habe die Meere der alten und neuen Welt durchkreuzt, und alle vier Welttheile durchwandert, und nachdem ich auf meinen Pfaden der Güte des Trokosen, dem Wigwam des Indianers, dem Zelte des Arabers begegnet, die Ruinen von Athen, von Jerusalem, von Memphis, von Carthago, Griechenland und die Türkei durchkreift, die Büffeldecke des Wilden, den Gastan des Mameluken getragen, und Hunger und Durst, — Verbannung und Elend erlitten, saß ich, mit Juwelen und Ehrenzeichen der Großen geschmückt, als Gesandter und Minister, an den Tischen der Könige, bei den festlichen Gelagen von Prinzen und Prinzessinen, um abermals in den Kerker geworfen, und in Mangel und Noth gestürzt zu werden. Ich habe mit einer Menge Männer, deren Namen in Waffenthaten, in der Religion, in der Politik und in den Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet sind, in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden. Ich habe für Zusammensetzung meiner Memoiren, unverlässige Dokumente und Briefe in den Händen, und bin jetzt, gleich jenem alten Priester, der, als der Letzlebende bei der Zerstörung von Bezier, die Glocke läutete, bis auch er fiel, beinahe der Letztübriggebliebene von allen meinen Zeitgenossen, um die merkwürdigen Begebenheiten meiner Zeit zu schreiben.

Bewirthung einer Räuberbande.

General R., Inhaber eines preussischen Dragoner-Regiments, erfreute sich zwar, wegen seiner militärischen Tapferkeit, der Gunst Friedrichs des Großen, aber die schonungslose Strenge, mit der er selbst Kleinigkeiten behandelte, war dem menschlichen Gemüthe des Monarchen mißfällig; es kam zu Verweisen, und als diese nichts fruchteten, zur Entlassung. R. zog sich auf seine Güter zurück, und imponirte nun da desto soldatischer, seinen Bauern.

Eines Tages erhielt er ein anonymes Schreiben, worin man ihm meldete, daß eine Räuberbande Willens sei, ihn an einem bestimmten Tage, Nachts durch Einsteigen in ein genau bezeichnetes Fenster zu überfallen und zu bestehlen; man rathe ihm daher, auf seiner Hut zu sein. General R. kannte keine Furcht; indesien redete ihm ein vertrauter Freund so lange zu, bis er in der empfangenen Warnung, wenigstens die Möglichkeit zugab, und nun seine Anstalten dagegen traf. Alle seine männlichen Bedienten erhielten Befehl, ihre Gewehre scharf zu laden, sich in der bestimmten Nacht nur in Kleidern niederzuliegen, und wenn sie einen Schuß hören sollten, sogleich wohlbewaffnet auf sein Schlafzimmer zu eilen. Die Nacht brach an; der General begab sich wie gewöhnlich zu Bette, hängte aber an die Wand neben demselben ein Paar geladene Pistolen. Er war eingeschlummert; da weckte ihn gegen 1 Uhr ein Geräusch am Fenster. Was war's? Ein Kerl stieg flüchtig herein. Der General blieb ruhig, und blieb es auch dann, als nach und nach jenem Erstern noch 5 andere folgten: aber jetzt griff er rasch nach dem einen Pistol, drückte es auf gerademoh los, und alsbald war die sämmtliche Dienerschaft, mit schuffertigem Gewehre bei der Hand. Die Räuber sahen sich verrathen, verloren die Besinnung und dachten nicht daran, sich zu retten. Desto kaltblütiger war der General. Er ließ Lichter bringen, betrachtete die Räuber und sagte: „Willkommen, meine Herren? warum auf so beschwerlichem Wege zu mir herein? was

suchen Sie hier?“ Keine Antwort; aber der Anführer der Bande suchte sich dem offenen Fenster zu nähern, um zu entweichen. „Nicht von der Stelle!“ rief ihn der General, mit der andern Pistole drohend, entgegen, „oder Ihr seid Alle des Todes.“ Die Dienerschaft stand mit ihren Büchsen schuffertig, und das Räuber-gesindel wie angewurzelt.

Der General änderte nun wieder seinen rauhen Ton. „Ich weiß recht wohl,“ sagte er mit sanfter Stimme, daß ihr gern fort wäret. Seid ruhig, denn hier behalten kann ich Euch doch nicht; doch zuvor will ich Euch gassfreundlich bewirtheten.“ Ein Theil der Dienerschaft wurde nun beauftragt, Speise und Trank herbeizuschaffen, und die Bande ward genöthigt, Platz zu nehmen am Tische und zuzulangen. Natürlich fehlte es den Gästen an Appetit, denn die Bewaffnung sowohl des Hausherrn, als der Domestiken, blieb immer bei der Hand, und jener gab ihr durch lustige Sarkasmen noch mehr Gewicht; doch endlich rief er: „Genug geschmaust! jetzt mach' fort auf dem nämlichen Wege, auf dem ihr hereingekommen seid!“ Beforgend, daß die Leiter, auf der sie hineingestiegen waren, weggenommen, und es auf einen halbschreckenden Sprung aus der beträchtlichen Höhe abgesehen sei, zögerten die Räuber; allein der General donnerte nochmals zum Uebermuth durch's Fenster, und nun kam es dazu. Die Leiter war richtig da. Natürlich hatte die ganze Räuberbande, als der Eine von ihnen sich anschickte, die Leiter zu besteigen, nichts Siligeres zu thun, als ihm folgen zu wollen; aber der General, immer mit dem Pistol in der Hand donnerte: „Halt! Einer nach dem Andern, wie ihr hereingekommen seid!“ So wie nun der erste Räuber herabgestiegen war, nahmen ihn, empfangener Dode gemäß, auf der letzten Sprosse zwei handfeste Knechte in Empfang, und ein Dritter zählte ihm eine starke Tracht Prügel auf und entließ ihn dann. Ein gellender Pfiff verkündigte dem General die beendigte Büchtigung, worauf ein zweiter den Leiterweg ans Lebensziel anzutreten befehligte ward; und so geschah es auch mit allen übrigen. Die Büchtigung war so schonungslos gewesen, daß man Morgens darauf Spuren von Blut auf dem Wege entdeckte, auf welchem sich die Räuber entfernt hatten. Es verfloßen dann mehrere Monate, der General und seine Dienerschaft hatten von diesem Vorfalle erzählt, und unerwartet erhielt er von der Justizbehörde zu E. eine Aufforderung, sich über die ihm zur Last gelegte eigenmächtige Bestrafung der Räuber zu rechtfertigen. Bestremdet über eine solche Anmuthung, erwiderte er lakonisch: die Sache habe ihre volle Richtigkeit, in dessen glaube er, daß es ihm freistehende, Raublustige innerhalb seiner Befugung zu trakiven, zumal da die erwähnten Räuber, nicht bloß Stockprügel sondern den Galgen verdienten. Allein die Justizbehörde war anderer Meinung, sie stellte in ihrer Sentenz dem General vor, daß, wenn Jedermann sich, wie er, wolle für berechtigt halten, am Ende gar kein Recht in der Welt wäre; demnach verurtheilte sie den General zu 100 Friedrichsd'or Geldstrafe. Außer sich vor Zorn, kam der Verurtheilte bei dem Könige mit einer Beschwerde ein. Der Monarch, eingedenk der vieljährigen Dienste des ergrauten Helden, dispensirte ihn zwar von der zuerkannten Strafe, jedoch nicht der Verwarnung, der Justiz künftig nicht mehr in ihr Amt zu greifen, denn dieser stehe es zu, nicht nur die Rechte Einzelner, sondern, Aller zu handhaben.

Der Chic. Dem. erwähnt in seiner letzten Nummer eines ihm von David Ken-nison, dem einzigen sich noch am Leben befindenden Soldaten der Revolutions-Armee, welcher an der Zerstörung im Hafen von Boston Theil nahm, gemachten Besuches. Der Veteran ist jetzt 111 Jahre alt und scheint durchaus keine Lust